

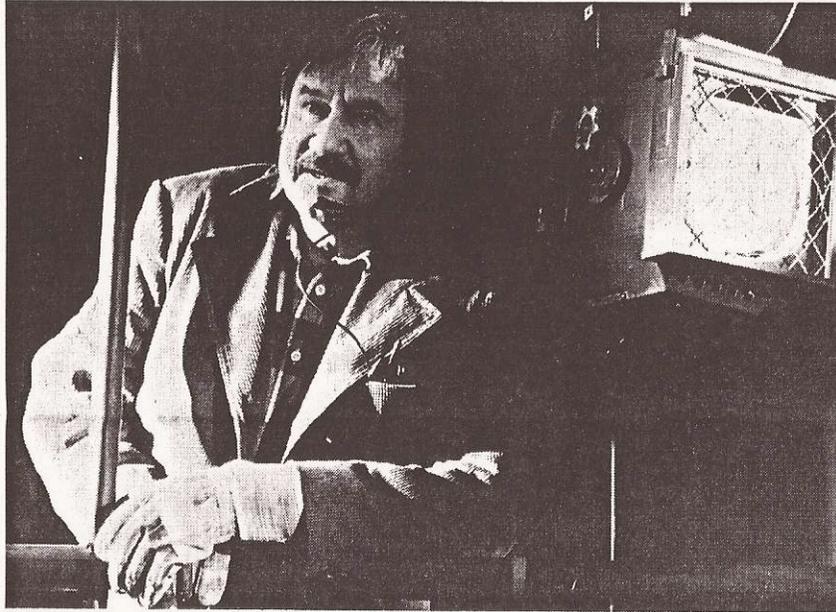
Gedankenschwangerer Abschied vom Gestern

Frank Gaglianos Monologstück „Mein Tschechow-Licht“ als europäische Erstaufführung im Bamberger Studio

Peter Paradise hat ein Problem. Weniger mit sich als mit der Welt, in der er lebt. Für den angegrauten Professor, Regisseur und Dichter, dem wahre Kunst noch „Verpflichtung“ ist und Werte, Moral und Tradition noch etwas gelten, ist die geld- und TV-geile Gegenwart nurmehr eine Welt, „in der die Scheiße überhand nimmt“, in der alle Poesie auf der Strecke bleibt. Anstatt zu resignieren bastelt Peter Paradise mit Nachdruck an der Verwirklichung (s)eines Traumes: Auf der Studiobühne der Universität sucht er nach der endgültigen, alles auf- und auslösenden Tschechow-Stimmung. Sinn-Fragen im Elfenbeinturm. Für einen Moment glaubt er sein Ziel erreicht, sein „Tschechow-Licht“ beamt ihn „weg von der niedrigsten-gemeinsamen-Nenner-Scheiße hier unten“, hinauf in die große Sternenmaterie. Doch das Heute läßt sich nicht aufhalten, für Ideale bleibt kein Platz. Abrupt blendet der Scheinwerfer ab ins dunkle Nichts.

Haben wir ein Problem mit Peter Paradise? Wer oder was ist dieser Mann? Ein Wirrkopf und hoffnungsloser Fall, weil ewig vorgestrig? Ein Don Quichotte, der verzweifelt anrennt gegen die unaufhaltsamen Mühlräder der Zeit, der seinen Abschied vom Gestern mit ekstatischer Inbrunst zelebriert? Oder bewundern wir die Durchhalteparolen eines Widerstandskämpfers, der an durchaus lohnenswerten Idealen festhält, leiden und hoffen wir mit einem sympathischen „Überbleibsel“, das weiß, daß seine Tage, sein Leben und seine Welt gezählt sind?

Ein kantiges Stück Kopftheater, das uns der amerikanische Autor Frank Gagliano mit seinem Monologstück „Mein Tschechow-Licht“ da serviert. Gedankenschwanger und mitunter schwer verdaulich. Allein über die Parallele zu Tschechows



„Mein Tschechow-Licht“ im Bamberger Studio: Ernst Hofstetter als Peter Paradise in dem Stück von Frank Gagliano. Foto: Ingrid Rose

„Kirschgarten“ und dessen Reminiscenzen an die gesellschaftliche Zeitenwende und Melancholie des Abschieds ließe sich mit Peter Paradise endlos philosophieren. Da steckt viel drin, nicht zuletzt auch in dem vertrackt angelegten Sprach-Gestus des Protagonisten, dessen Redeschwall durch stakkatoeske Satzketten und hergeholt Reflexionen immer wieder unterbrochen wird.

Zumindest beim ersten Lesen also „ein etwas spröder Eindruck“, wie auch der Regisseur der europäischen Erstaufführung am Samstagabend im Bamberger Studio, Georg Immelmann, im Programmheft bekennt. Ihm freilich ist es zu verdanken, daß die Zuschauer dennoch in den Genuß einer eindrucklichen Theaterstunde kommen, die wiederum vom Können

eines einzigen Darstellers lebt.

Ernst Hofstetter ist Peter Paradise. Allein mit sich und seinem Theater – ein von Wand zu Wand reichendes Gerüst mit Scheinwerfern und Kabelsalat (Bühne: Dietmar Teßmann) – seziert Hofstetter die tragikomische Figur bis in die entlegensten Ecken. Hier leidet, schwadroniert, witzelt, protestiert, räsoniert, schreit, weint, verweifelt und bäumt sich einer auf, der tatsächlich „Lichtjahre von der wirklichen Welt entfernt“ zu sein scheint, und dem wir doch seine Verletzlichkeit, seinen aufopferungsvollen Selbstfindungsversuch abnehmen – weil er Mensch ist und damit einer von uns.

Ein Monolog, aber ganz und gar nicht monoton. Auch dank des fiktiven Dialogs, den Peter (via Kopfhö-

rer-Mikro) mit dem im unsichtbaren Regieraum verweilenden Martin, seinem ehemaligen Musterstudenten und jetzigen Abziehbild des „obszönen Geldes“, und mit dem Beleuchter Karl (via schallverstärkender Hausprechanlage) führt. Die Angesprochenen freilich kommen nie zu Wort.

Die Widersprüche seiner Rolle versucht der Schauspieler erst gar nicht zu kaschieren. Im Gegenteil: Freinach Tschechow, der selbst in abgrundtiefer Melancholie Komik und Heiterkeit nicht missen wollte, zeichnet Hofstetter eine vielschichtige Charakterstudie von enormer Bandbreite mit oft gegensätzlichen emotionalen Zuständen. Erschütterung und Lacherfolg liegen da dicht beieinander, löst sich die aufgebaute Spannung unerwartet auf. Etwa wenn Peter sein „Kaleidoskop von großartigen Sachen“ entfaltet, inmitten eines ins Unermeßliche sich steigenden multimedialen Konglomerats aus Mozarts *Lacrimosa*, Sinatra, bunten Lichtkegeln und projizierten Warhol-Pop-Gesichtern kurz vor dem Abheben steht, und am Ende, nachdem aus dem Off auch noch die vermeintlich heilbringende Klang-Einspielung der zerspringenden Saite aus dem „Kirschgarten“ ertönt, schließlich doch kleinlaut erkennen muß: „Es hat nicht geklappt“. Dann evoziert Hofstetter beim Zuschauer weniger Bestürzung als Heiterkeit. Und nicht nur an dieser Stelle vereint die Inszenierung Musik, Malerei und Licht gekonnt zu einem stimmungsreichen Ganzen.

Die geglückte Erstaufführung eines Stückes, das viele Lebenslagen beleuchtet. Daß einem dabei nicht automatisch ein Licht aufzugehen braucht, dafür sorgt wohl schon der Autor, der bewußt manche Fragezeichen stehen läßt. Auch für den Ange-reisten am Ende freilich starker Beifall. Gottfried Pelnasch

Stein wirbt ganzen Faust

Fast nur in Zitaten „Faust II“ im öffentlichen Bewußtsein überlebt: den Abglanz haben ben... „Wer im sicht bemüht...“, zuletzt mit dem „das Ewig-Weibliche hinan.“ Wer hat „auf der Bühne ges Stein, berühmter u ger Regisseur der se, trägt seit Jahre seinem Bemühen un ganzen „Faust“, Verse des dramati gedichts ungestrich Bühne zu bringen. 2000 macht's mögl

Den zweiten Te Peter Stein noch n Bühne gesehen. Als lesend hineingew hingerissen vom g gedicht, ließ er in Auditorium im Werkraum der Kammerspiele dar men, trug an fünf einen Akt des „Fa Ganz in Schwarz, r Handgesten unte und in leicht ironis ging er das Riesenv was mühsam zunäc zweiten Abend se überzeugend, fand lich zu größerer S warb lesend für das Bühnenergebnis in mit dem er die gäng ge „Faust“-Sicht und in der ungek samt Aufführung (in len Stunden) viel Einblicke in Wese sammenhänge d deutschen Verswer chen möchte. Ha